

Nach dem Sturme.

Roman von H. Henz.

(3. Fortsetzung.)

„Weißt Alles! Weißt Alles!“ unterbrach der alte Mann, „es kommt, wie es kommen soll, verlaß Dich darauf, Heinrich! Das Schicksal spielt manchmal wunderbar! Hilf den beiden jungen Menschen in Gottes Namen; zwar würde ich mich gefreut haben, wenn Du Deine Cousine — hm! — aber so — sie liebt, Du liebst, da bleibt wohl nur ein Weg übrig, und dann ich Dir helfen — verstehe mich recht — in dem Falle, meine ich, daß Fräulein Westermann Dich ebenfalls liebt und Deine Hand annimmt, resp. annehmen darf, denn ihres Vaters Ansicht über diesen Punkt ist mir nicht bekannt. — Und nun, nochmals, gehe langsam und vorsichtig zu Werke, hohe Deinen Onkel nicht vor den Kopf durch Unfreundlichkeit und fordere meinen Rath, wenn Du zweifelhaft bist.“

Es war längst Mitternacht vorüber, als Matta seine Wohnung wieder betrat. Aber schlafen konnte er nicht, die Mittheilungen seines väterlichen Freundes hatten ihn so tief erregt, zugleich aber auch den festen Entschluß in ihm zur Reife gebracht, unter seinen Umständen nachzugeben.

„Er machte es sich bequem und ging dann hinüber zu dem Kranken. Die Wärterin war eingeschlafen; er nickte sie und schickte sie in's Nebenzimmer zur Ruhe; dann übernahm er die Nachtwache bei seinem Diener bis der Morgen durch's Fenster schien.“

Viertes Kapitel.

Das Thauwetter war von kurzer Dauer gewesen. Ein abermaliger Frost drohte ungenüßlich früh die Schiffahrt zu unterbrechen, und auf der Alster tummelte sich die liebe Jugend und freute sich über die glatte Fläche, in der sich ein tiefblauer Himmel spiegelte; die Sonne schien heute so klar, und in ihrem Glanze funkelten Millionen kleiner Eisflüßchen, daß es eine Lust war.

„Vater Papa“, sagte Fräulein Elise Schenten Morgens beim Frühstück zu ihrem Vater, „heute ist der fünfzehnte November, und ich möchte die Kunstausstellung besuchen; um halb elf Uhr wird sie eröffnet, hast Du die Billets besorgt?“

Das junge Mädchen sah allerliebst aus in ihrem eleganten Morgenkleide; sie glück ihrem Vater Zug um Zug.

„Gewiß habe ich für Jeden von uns ein Partoutbillet besorgt“, erwiderte Herr Schenten freundlich, „ich gehöre ja zum Komitee und konnte es also gar nicht vergessen. Aber willst Du denn heute schon hingehen, Christiane?“ fragte er, sich an seine Gattin wendend.

Frau Schenten, eine wohl kontervirte Dame, in deren braunem vollem Haar sich noch kein Silberfaden zeigte, während eine ansehnliche Körperfülle gute Tage und viel Abgemagertes, sah, in ein modernes und bequemes Reagie geleidet, in der Sophaede und blätterte nach genossenem Kaffee mit ihren weißen festen Händen in den Hamburger Nachrichten. Bei der Frage ihres Gatten sah sie langsam auf, und erst als dieser die Frage wiederholte, denn Frau Christiane war häufig etwas sehr zerstreut, erwiderte sie:

„Ja? Nein; wie sollte ich dazu kommen? Bilder unterrichten mich überhaupt gar nicht.“

Herr Schenten zuckte leicht mit den Schultern und schweig; er hatte keine allzu große Meinung von den geistigen Vorzügen seiner besseren Hälfte und war längst über die Versuche hinaus, wie in dieser Richtung zu vervollkommen.

„Nun, mein Gott“, bemerkte die Dame empfindlich, „was ist da zu wundern? Haben wir doch Bilder genug in unserem Hause, jede Stube, der Speisesaal, die Korridore hängen voll von Delgemälden. Elise kann warten, bis das Wetter sich ändert, ich leide ohnehin von der Kälte.“

„Das Letztere habe ich allerdings noch nicht bemerkt“, versicherte der Gatte ruhig, indem er das zweite Glas zu sich nahm, „gestern war es fälter als heute, und Du bist von einem Raden zum anderen gefahren, so daß der Ruffcher sich beinahe die Hände erfro.“

„Ich will Mama auch gar nicht inkommodieren“, unterbrach Elise jetzt ihren Vater, „die Maffunde geht zusammen hin, die Lehrerin führt uns und erklärt uns Alles; vielleicht geht auch Frau Doctor Sieher mit.“

galt somit als abgemacht. Herr Schenten war aber nicht so leicht befriedigt, ihm fiel plötzlich das Gespräch ein, welches er vor etwa acht Tagen mit seinem Proturisten gehabt hatte.

„Wie heißt Deine Lehrerin in der Maffunde?“ fragte er, anscheinend ohne besonderes Interesse.

„Fräulein Westermann, Papa. Wir haben sie alle so lieb, und sie malt so wunderschön!“

„So!“

Das war Alles, was der erstaunte Mann augenblicklich zu erwidern vermochte, während eine dunkle Röthe sein Gesicht überzog und eine Narbe auf der Stirn sichtbar hervortreten ließ.

„Seit wann hast Du Unterricht bei ihr?“ fragte er dann.

„Seit anderthalb Jahren, Papa. Sie hat ein Bild auf der Ausstellung; es ist gar nicht theuer, wie Matta sagt.“

„So! Du hast wohl mit Matta darüber gesprochen?“

„Ja, Papa“, erwiderte Fräulein Elise, mühsam das Lachen verbeiend. „Er ist doch neulich mit ihr Schlittschuh gelaufen — wir sahen sie, als wir von Horstehude kamen — und da fragte ich ihn vorgestern, wie ihm meine Lehrerin gefällt?“

„Höchst interessant!“ klang es größtenteils zurück. „Hast Du verstanden, Christiane? Das Fräulein Westermann läuft mit Matta Schlittschuh und giebt Elise Unterricht, und außerdem geht sie heute mit ihr in die Kunstausstellung.“

„Geht Matta auch hin, Elise?“ tönte es hinter der Zeitung hervor.

„Ja, glaube wohl, Mama; er sagte mir, er wolle ein paar Bilder kaufen, und da mußte er bei der Hand sein, ehe sie weggeschminkt würden.“

„Dann will ich doch lieber die Ausstellung heute besuchen“, verkündete Frau Schenten, „Matta kann mir die Bilder erklären, und nachher fährt Elise mit mir nach Hause.“

„Ich glaube, Bilder interessieren Dich durchaus nicht, Mama“, bemerkte die junge Dame etwas vorlaut, „und Fräulein Westermann ist doch ein genügendes Schuß für uns, warum willst Du Dich also bemühen?“

Frau Christiane fühlte sich momentan gänzlich hilflos diesem Angriff ihres Töchterchens gegenüber; Schlagfertigkeit war eben nicht ihre Stärke. Aber sie sagte sich und wollte gerade eine gewiß recht matte Erwiderung loslassen, indem sie mit ihrem Heterotypen: „Ich begreife nicht —“ begann, als Herr Schenten aufstand und sagte:

„Es ist Deiner Mutter sehr dienlich, an die Luft zu gehen, also beruhige Dich, Elise, und hole nachher die Eintrittskarten aus meinem Comptoir.“

Damit ging er hinaus. Auch Frau Christiane begab sich in ihr Bouboir, wo sie nachgebrungen erst die Zeitung auslesen mußte, und Fräulein Elise zog schmolgend die Unterlippe, was ihr allerliebste stand. Erst gestern hatte Matta ihr versprochen, Doctor Binder mit auf die Ausstellung zu bringen, und nun — abseufzend!

Als sie etwa eine Stunde später in ihres Vaters Comptoir trat, um die Billets zu holen, sah dieser am Schreibtisch, vertieft in seine Korrespondenz. Er erwiderte auf ihre Frage nur: „Dort im Fenster liegen sie“, und arbeitete weiter, und Fräulein Elise schlich leise nach der Thür, welche in das andere Comptoir führte, küßte den Vorhang und fing merklich wüßigerweise sofort einen Bild Herrn Matta's auf. Verständnißvoll nickte sie ihm zu und ließ dann den Vorhang wieder fallen, was laut Verabredung bedeuten sollte:

„Ja, ich komme nach der Ausstellung!“

„Ob mein Bild wohl günstig hängt?“ fragte Fräulein Westermann, die ebenfalls mit ihren Eltern am Kaffeetisch saß, aber zwar viel einfacher ausgestattet, aber nicht minder gemüthlich erschien, als in dem reichen Hause der Deichstraße. Auch hier waren die Wände geschmückt mit guten Bildern, theils von der Hand des guten Hausherrn aus früherer Zeit, theils mit Studien des jungen Mädchens; auch hier saßen drei Menschen um den mit einer schneeweißen Serviette bedeckten Tisch, auf dem zwar keine silberne, aber eine nicht weniger zierliche Kaffeekanne von englischem Zinn glänzte, und auch hier bestand die Familie aus Mann, Frau und Tochter.

Der Vater Westermann konnte als der ideale Typus seines Berufes gelten; der geniale schöne Kopf mit dem mächtigen Vollbart verriet auf den ersten Blick den denkenden schaffenden Künstler, aber das geistige Element, das einst so glühende Feuer des Au-

ges fehlte, der Mann war kurzfristig geworden bis zu einem Grade, daß auch der Gebrauch der schärfsten Gläser ihm nicht mehr genügend zu helfen vermochte. Ein hartes Leben voll Sorgen und Entbehrungen lag hinter ihm! Er hatte damals, nach der Katastrophe im Schenken'schen Hause seine Schwester zu einem Geisteskranken in der Nähe von Schleswig gebracht, mit dem er aus seinen Schülerjahren her befreundet war, und dort war die Unglückliche wenige Monate später gestorben. Alsdann hatte sich Westermann in Kiel niedergelassen und die Schwester jenes Geisteskranken geheiratet. Später, als das Augenübel stetig zunahm, war er nach Hamburg gezogen, in der Hoffnung, dort eher eine Erleichterung zu finden, welche Pinsel und Palette ihm nicht mehr gewährten, und er hatte sich nicht geirrt. Durch Vermittlung seines alten Freundes Selle mietete er vor fünf Jahren das kleine Häuschen und begann den Handel mit Malerrequisiten, der ihn vor dem bittersten Mangel schützte. Die Künstler seiner Vaterstadt, größtentheils alte Bekannte von ihm, kauften seine Waare, die den Ruf der Vorzüglichkeit genoß, sie thaten aber noch mehr, sie unterrichteten die Tochter, deren ungewöhnliches Talent zu den kühnsten Hoffnungen berechtigte. In wenig Jahren hatte sie die Technik überwunden und übertraf in Komposition von Genre und Landschaft manchen ihrer Lehrer. Da hatte sie denn auch zur Zurechtbringender Künstler, an denen Hamburg so reich ist, zum ersten Male genaagt, ein Bild auf die Ausstellung zu schicken. Das schlanke junge Mädchen mit den durchgeistigten feinen Zügen und den großzügigen Formen war eben beschäftigt, dem Vater ein Rundbild mit Butter zu streichen, während die Mutter den Kaffee einschenkte und ihm die Zuckerschale in die Hand gab, die er ohne Benutzung der neben ihm liegenden Brille nicht gefunden haben würde.

Auch Frau Westermann war eine hübsche Erscheinung; hellblond wie die Tochter der hollsteinischen Marschen, und von einem wunderbar zarten Teint, sah sie noch so frisch und fröhlich in's Leben, als sei kein Leid in ihrem Hause seßhaft.

„Was nützt das Klagen und Zagen!“ war ihre Rede, „ich würde meinen Mann sein Unglück noch fühlbarer machen und Anna die Luft zum Schaffen rauben, und so reichte sie ihm die Saune: „Da, Alter, sie ist prächtig; wie das Schmeden wird!“

„Heute ist die Eröffnung der Kunstausstellung“, sagte das junge Mädchen und warf ihrer Mutter einen verständnißvollen Blick zu.

„Frau Doctor Sieher wünscht, daß ich mit den Zeidenschülerinnen der ersten Klasse hingeh.“

„Freue Dich“, erwiderte der Vater, „es gab einst für mich keinen höheren Genuss, als den Besuch dieser Ausstellung; und wenn sich ein Bild von mir dort befand —“

„Gewiß!“ unterbrach die Gattin, ihrer Tochter zustehend. „Unsere Anna wird auch noch so weit kommen, die Ausstellung zu besuchen, vielleicht schon bald. Und dann die Seligkeit, wenn Du ein Bild verkaufst, nicht wahr, Anna?“

„Ja!“ rief diese fröhlich, „und so kurz vor dem Feste — das sollte eine Weihnacht werden!“

„Baut doch keine Luftschlöffer“, ermahnte nun der Vater, dem der Versuch seiner Tochter verheimlicht worden war, um ihn vor einer Enttäuschung zu bewahren. „Bilder verlaufen sich nicht leicht, am wenigsten, wenn der Name des Malers noch unbekannt ist; es geht einem solchen gerade so wie dem Dichter oder Schriftsteller, der einen Verleger für sein Erstlingswerk sucht; der erste Schritt ist immer der schwerste.“

„Ich frage erst meine Lehrer“, beruhigte die Tochter, „bevor ich ein Bild öffentlich ausstelle.“

In diesem Augenblick ließ sich die Klingel der Leventbüre vernehmen; Herr Westermann ergriff die Brille und ging hinaus. Er wollte sich die Bedienung der Kunden einmal nicht nehmen lassen wenigstens so lange nicht, als es ihm noch einigermaßen möglich war, seine Schuldigkeit zu thun.

„Ich fürchte, Anna, Du verlangst zu viel für Dein Bild“, begann jetzt die Mutter, „es steht mit fünfzig Louisdor im Catalog, wie ich vorhin sah. Anfangs wolltest Du doch nur zwanzig Louisdor fordern?“

Das Mädchen erhobte leicht.

„Ich wollte in der That nicht mehr fordern, aber als ich neulich mit Tante Hensel auf dem Eise war, kam unser Nachbar, Herr Matta, den wir von der Armenkollekte kennen, zu uns; wir ließen dann zusammen, und da sprach er von meinem Bilde, lobte es sehr, und endlich bestand er darauf, daß ich wenigstens dreißig Louisdor fordern müßte.“

„Woher kennst er das Bild?“

„Er hat es bei Commeter gesehen“, erwiderte sie, „als es in den Rahmen gesetzt wurde, und er ist auch bekannt mit einigen Herren vom Komitee. Er behauptete, eigentlich wären dreißig Louisdor noch zu wenig und ob er nicht den Preis ändern dürfte? Der Catalog würde in diesen Tagen fertig gedruckt, aber noch sei es Zeit, denn mein Name käme fast zuletzt.“

„Und da?“

„Und da, liebe Mutter, habe ich

nicht nein gesagt, und als mir gestern das Komitee die Freitarte mit dem Catalog schickte, sah ich zu meinem größten Schrecken neben meinem Bild als Preis nicht dreißig, sondern fünfzig Louisdor genannt. Ob es ein Druckfehler ist?“

Die ältere Dame schüttelte den Kopf.

„Ich will hoffen, daß es ein Druckfehler ist“, sagte sie dann, „frage nur gleich einen der Herren und bitte ihn, es in den Catalogen abändern zu lassen. Man möchte Dich sonst für hochmüthig halten.“

Unterdeß hatte Herr Matta das Fenster in der Comptoirthür nicht einen Moment aus den Augen gelassen, und als zu seiner größten Befriedigung die feidene Gardine sich hob und Fräulein Elise's schelmische Miene einen Augenblick sichtbar wurde, schloß er sein Pult, ergriff Paletot und Hut, und Herrn Selle freundlich zurendend, verließ er das Comptoir. In der Alsterhalle fand er „ganz zufällig“ seinen Freund Binder, und Arm in Arm begaben sich die Herren nach der Theaterstraße, wo die Kunstausstellung heute eröffnet wurde. Es mochte stark auf elf Uhr gehen, und die Anwesenheit mußte daher rasch geordnet werden.

Während nun Doctor Binder in die Ausstellungsräume trat, ging Matta vorerst in das Zimmer des Komitee, wo heute mehrere der Mitglieder versammelt waren. Er hatte das Glück, zwei ihm genauer bekannte Herren anzutreffen; seine erste Frage galt dem Bilde No. 371.

„Noch nicht verkauft!“ war die lachend gegebene Antwort, „überhaupt noch nichts verkauft, steht alles zu Diensten, Herr Matta.“

„Für jetzt nur No. 371, Herr Hergen“, sagte dieser mit ernsthafter Miene und legte eine Rolle Louisdor auf den Tisch. „Ich bitte aber dringend, den Käufer nicht nachhaft zu machen, falls gefragt werden sollte; ich verlasse mich in dieser Beziehung auf Ihre Discretion, meine Herren, es betrifft eine namhafte Summe, und dann noch eins. Falls die Künstlerin hier erscheinen sollte, zahlen Sie ihr wohl sofort das Honorar, nicht wahr?“

Dies wurde denn auch versprochen, und nach Empfang der Quittung suchte Matta seinen Freund wieder auf und beobachtete, scheinbar sehr aufmerksam ein Bild betrachtend, mit großem Vergnügen, wie der Ausstellungsbienner den bedeutungslosten Zettel: „Verkauft“ an No. 371 befestigte. Somet war alles in bester Ordnung, und der Spaß konnte losgehen.

Allmählich füllten sich die Räume, elegante Damentöletten wurden sichtbar, und es bildeten sich Gruppen vor einzelnen hervorragenden Gemälden, worauf die Kunstkritik aus schönem Munde die wunderbarsten Blüten trieb.

„Welch entzückendes Bild!“ rief die Gattin des R. „Ihnen Gesandten. Sehen Sie, liebste Senatorin, No. 371, aber leider schon verkauft! Die Frauen scheinen Strandgut zu suchen.“

„No. 371!“ las die Angeredete, Fräulein A. Westermann. Wer mag die Künstlerin sein? In der That, allerliebst gemalt; es sind Bootsfrauen, Excellenz, die anstößig ihre Männer erwarten. Vor dem Sturme“ nennt sich das Bild.“

„Ober die Weiber von Fischern, die nach dem Sturme —“

„Möglich!“ unterbrach die Frau Senatorin mittelbig lächelnd, „die Künstlerin bezeichnet das Bild allerdings anders, aber der Hund kommt mir sehr bekannt vor, ein prächtiges Thier.“

„Jedenfalls ein Seehund, meine Gnädigste“, flüsterte Matta, der sich eben der Gruppe ihm bekannter Damen genähert hatte und nun mit un-nachahmlichem Ernst die feierlichste Verbeugung machte; „gestatten die Herrschaften, meinen Freund, Doctor Binder, vorzustellen.“

„Zuverlässig ein Seehund!“ lachte eine andere hübsche junge Frau, aus deren dunklen Augen eine ganze Welt von Humor und Schalkheit sprach. „Wie geht es Ihnen, Herr Doctor, was macht die Praxis?“

„Und sie reichte ihm die seine Hand.“

„Herr Matta, ich sage es immer wieder, Sie sind unverbesserlich!“ zürnte die Senatorin.

Aber Matta war urplötzlich verschwunden, er hatte sich hinter seinen Freund versteckt, denn in diesem Augenblick tauchte eine Dame in kostbarem Zobelpeiz in die Abtheilung, den Ausdruck höchster Andacht im Gesichte, als sei sie im Begriff zur Beichte zu gehen.

„Ah, da kommt unsere liebe Schenten!“ tönte es von allen Seiten. „Ja, man sieht doch gleich, wo das wahre Interesse für die Kunst heimisch ist. Wir bewundern eben dieses Bild einer unbekannteren Malerin,“ fuhr die Senatorin fort, „wie köstlich ist der Hund gezeichnet!“

„Mein Gott, das ist ja Pluto!“ rief Frau Schenten, froh, sich als vollständig orientirt erweisen zu können, worauf ein allgemeines Gelächter folgte. „Pluto, der Seehund“, wiederholte die hübsche Frau delüßig, „im Begriff, Strandgut zu apportieren!“

„Über die allgemeine Hetertheit wurde

mieber unterbrochen, denn acht junge Mädchen erschienen, und Elise Schenten beilte sich, ihrer Mutter und den anderen Damen Fräulein Westermann vorzustellen. Ein wahrer Platzregen von Komplimenten ergoß sich über die erblühende Künstlerin, nur Frau Schenten betrachtete sie mit kalter Herablassung durch die Vorkette, bis die junge, hübsche Frau, mitleidiger als die anderen, die Hand der Verlegenen ergriff und sie zum Bilde führte.

„Und Sie haben das reizende Gemälde schon verkauft, Fräulein Westermann?“

„Der — verkauft!“

Jetzt war die Arme blaß geworden und blickte verständnißlos ihr Werk an. Ja, da lebte der kleine Zettel mit dem in seinen Lettern gedruckten Worte:

„Verkauft.“

„Wertwürdig!“ sagte Frau Schenten, sie nicht eben freundlich betrachtend. „Wer wohl der Käufer sein mag?“ Dann rief sie nach Elise, um der ihr gänzlich unympathischen Apothekose der Künstlerin zu entgehen; aber Fräulein Elise war verschwunden, mit ihr einige der Schülerinnen und die beiden jungen Herren.

„Fräulein Westermann?“ fragte in diesem Augenblick einer der Herren des Komitee, indem er sich, den Hut in der Hand, vor der jungen Künstlerin tief verbeugte, „darf ich Sie bitten, einen Augenblick in das Bureau zu treten, um eine Quittung zu vollziehen?“

„Wer hat das Bild gekauft, Herr Meyer?“ unterbrach Frau Schenten. „Bitte, sagen Sie es uns.“

„Der Käufer des Bildes ist gänzlich unbekannt, meine Gnädigste“, tönte es zurück, „hat aber freundlich gekattet, es der Ausstellung bis zum Schluß zu belassen.“ Die letzten Worte waren unverständlich; der Herr führte Fräulein Westermann bereits heraus.

Die junge, hübsche Frau, die Gattin des R. schen Konsuls, Herrn Wendhaef, mochte wohl allerlei errathen, vielleicht auch schon gesehnt haben, denn als Frau Schenten sich achselzuckend umwandte, um ihre Tochter zu suchen, erbot sich jene, sie zu begleiten, und führte sie nach dem entgegengesetzten Ende der Ausstellung, wo Fräulein Elise ganz gewiß nicht zu finden war, während die zurückerbliebenen Damen es für nothwendig erachteten, die interessante Szene noch ein wenig zu besprechen.

„Haben Sie je solche Ähnlichkeit gesehen, solche frappante Ähnlichkeit?“ fragte die Senatorin.

„Ähnlichkeit? Mit wem?“ schallte es im Chor zurück.

„Nun, zwischen dieser unbekanntem Künstlerin und Fräulein Elise Schenten.“

„Wertwürdig Ähnlichkeit!“ bestätigte die Excellenz. „Wunderbare Ähnlichkeit!“ rief man von der anderen Seite. „Müßelhaft! Und die Schenten kennt sogar den Hund!“

„Ach, die will immer was wissen! Aber daß das Bild schon verkauft ist an einen ganz Unbekannten —“

„Unfinn! Das schnurrt Meyer, aber wir werden es schon herausbringen.“

Mit diesem schon Vorfrage sog die Gesellschaft weiter, um ihrem kritischen Räberwerke neuen Stoff zuzuführen.

Wie im Traume befangen war unterdeß das junge Mädchen in das Ausstellungsbureau getreten, hatte ganz mechanisch eine Quittung über fünfzig Louisdor unterzeichnet und auf einem kleinen Zahlbrette die genannte Summe empfangen. Erst als einer der Herren, ein hervorragender Kunstkenner, viel Schmeicheles über das Bild sagte, fiel ihr ein, daß sie eigentlich diese hohe Summe nicht annehmen durfte, und sie wies die schwere Rolle zurück, die eins der Mitglieder ihr reichte.

„Ich kann es unmöglich nehmen“, wiederholte sie, „ich habe nur dreißig Louisdor fordern wollen; es muß ein Druckfehler sein.“

Aber der alte, freundliche Mann beruhigte sie, indem er hervorhob, daß jener Kunsthandler ihr denselben Betrag zahlen würde, und eigentlich sei die Malerei noch mehr werth.

„Auf dieser Ausstellung befinden sich Bilder“, sagte er hinzu, „die theurer als Ihr Gemälde, aber von weit geringerem Kunstwerthe sind.“

So rückte sie denn das Geld in die Kleidertasche innerlich voll Jubel, und doch mit dem unbehaglichen Gefühl, einem Fremden verpflichtet zu sein?

Und wer war dieser Fremde? Konnte da noch ein Zweifel obwalten? Erst überredet er sie zu einer höheren Forderung, erbiethet er sich die Preisänderung zu vermitteln, und nun — Und wenn zehnmal ihr Bild den hohen Werth besaß, es war immer ein Geschenk des jungen Mannes oder gar ein Almosen — für verschämte Arme. Je mehr sie darüber nachdachte, wie sie so vollständig überrumpelt worden, desto schwerer wurde es ihr, das Geld zu behalten. Aber wen sollte sie um Rath fragen? Ihren Vater? Keinesfalls, er würde außer sich gerathen. Ihre Mutter? Dann mußte es der Vater auch sofort. Papa Selle? Das war eher ein Gedanke — ja — wenn möglich, wollte sie mit diesem die Sache überlegen, er würde ihr gewiß gut rathen.

Als sie das Bureau verließ, um über den langen Korridor zu den Bildersälen zurückzukehren, trat Matta ihr entgegen, er hatte augenscheinlich auf sie gewartet.

„Darf ich Ihnen meinen Glückwunsch abtatten, Fräulein Westermann?“

„Verstellen Sie sich nicht, Herr Matta“, erwiderte das junge Mädchen tief erröthend, „Sie haben es vielleicht sehr gut gemeint, aber es ist und bleibt — ein Almosen.“

„Fräulein Westermann!“

„Ja, Herr Matta, ein Almosen sage ich; und wenn die Herren drinnen auch behaupten, das Bild besitze den Werth — es war doch unecht von Ihnen, mir dieses Almosen in einer Weise zuzuwenden, die ich nicht einmal parieren konnte. Ich bitte Sie, geben Sie mir das Bild zurück.“

„Fräulein Westermann, gönnen Sie mir nur ein kurzes Wort der Rechtfertigung“, bat der junge Mann. „Ja, ich habe das Bild gekauft, gekauft um einen Preis, der noch immer den wirklichen Werth nicht erreicht, wie ich Ihnen sofort würde beweisen können. Ich habe es aber nicht gekauft wegen seines unbefristeten Werthes, nein, es geschah, weil ich — weil ich von Ihrer Hand ein Werk zu besitzen wünschte. O, Fräulein Anna, lassen Sie mir das Bild, und — wenn Sie sich nicht von ihm trennen wollen, dann — dann lassen Sie mir die Hand, die es malte!“

Es war blaß geworden vor Aufregung, das hübsche übermüthige Gesicht; bittend und ängstlich zugleich sah er in die Augen des Mädchens, die sich mit Thränen gefüllt hatten, und hielt ihre Hand, die sie ihm nicht entzog.

„Fräulein Anna, ich habe Sie so von ganzem Herzen —“

Da kam geräuschvoll eine bunte Gesellschaft von Damen und Herren die Treppe herauf, und schau stoh das Mädchen dem Saale zu.

„Ich muß zu meinen Schülerinnen, Herr Matta!“

„Die wären Ihnen auch nicht davongelaufen“, murmelte er verdrücklich und folgte ihr rasch. „Weiß der Rudak, das habe ich mir leichter gedacht!“

Fräulein Westermann war sofort umringt von ihren jungen Damen, und Elise Schenten besäufwünschte sie, ebenso Frau Wendhaef, eine geborene Holsteinerin.

(Fortsetzung folgt.)

Recht passend würde es gewesen sein, wenn man die prohibitive Nationalkonvention in einem Waschkübel abgehalten hätte.

Die Gründer des Holztruffs sollte man gründlich verholzen, dann würde ihnen die Luft, das Holz zu verteuern, schon vergehen.

Bei vielen Menschen lautet die heutige Zeittheilung: 8 Stunden für Arbeit, 8 Stunden für Schlaf und 8 Stunden für das Reparieren des Automobils.

Der Mensch, den der Fortschritt beängstigt, beginnt alt zu werden.

Am lästigsten sind solche Menschen, die immer reden wollen und nie etwas zu sagen haben.

Die Stadt Boston sieht sich von Milchmangel bedroht, aber da die Bohnen voraussichtlich gut geteuer werden, ist das für die Stadt Weltalls von geringer Bedeutung.

Der Zufall ist der Briefträger des Glücks; trifft er uns nicht zuhause, so wendet er sich an den Nachbar.



„Sie trinken aber heute wenig, Herr Sekretär!“
„Ja — wissen Sie, heute wurde